

Evang. Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal
zum Preise von 1 Dollar das Jahr.
In Deutschland zu beziehen durch H. e. n. r. M a n n a n 's
Buchhandlung in Dresden.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.
(Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbe-
stellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren:
Rev. R. Adelberg,
Milwaukee, Wis.

9. Jahrg. No. 22.

Milwaukee, Wis., den 15. Juli 1874.

Lauf. No. 202.

Biblische Betrachtung.

(Nach Forstmann.)

Selig sind die, welchen ihre Unge-
rechtheiten vergeben sind und
welchen ihre Sünden bedeckt
sind; selig ist der Mann, wel-
chem Gott keine Sünde zurech-
net. Röm. 4, 7, 8.

Wo alle Tage Vergebung der Sünden ist, da ist
auch alle Tage Leben und Seligkeit. Sind wir Sün-
der, darein haben unsere Feinde sich nicht weiter zu
mengen. Wenn Sünde, Gesetz, Tod und Hölle sich
einstimmig gegen uns setzen und uns verdammen, so
rufen wir frohlockend aus: Wir sind die Sünder
vergeben! Wir sehen unser Verderben, aber wir
sehen zugleich den Reinigungsborn und sehn ihn flie-
ßen und sich ergießen, wie über Gottes ganzen Erd-
boden, so insbesondere über uns. Wir haben kein
Gedächtniß von unsern Sünden mehr als das Ge-
dächtniß der Vergebung derselben. Wir gedenken
freilich an unsere Sünden, allein weil uns das
Wort: „Der dir alle deine Sünden vergiebt“ mit
Jesu Blut versiegelt ist, so erweckt dies Andenken im
Herzen keine Furcht, sondern lauter Dankagung und
eine große Freude vor dem Angesicht unseres Erbar-
mers, der uns hat Gnade finden lassen. Aus die-
ser Quelle schöpfen wir die Freude, die Niemand von
uns nehmen kann. Und das ist eine Sünderfreude.
Eine Freude auf Erden wie sie im Himmel ist. Luc.
15, 7. Wenn ihr Leute sehen wollt, denen die
Freude aus den Augen herausleuchtet, so müßt ihr
sie aus den Verlorenen Söhnen suchen, die ihr
Vat mit Praffen umgebracht und alles das Ihrige
verzehrt haben, die sich nun aufmachen und zu ihrem
Vater gehn und die Reichte ablegen: „Vater, ich
habe gesündigt im Himmel und vor dir, ich bin fort
nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße.“ — un-
ter den bösen Schuldnern, die 10,000 Pfund schul-
dig sind und nicht zu bezahlen haben, denen alle ihre
Schulden erlassen werden. Es ist also eine Miß-
thäterfreude, denen das Leben aus Gnade geschenkt
wird. Eine Sünderfreude! Alle diese Leute haben
Grund sich zu freuen, und sie können sich die Ursache
ihrer Freude erzählen. Die heilige Besprengung
des Bundesblutes macht unsere Herzen recht guten
Muths. Hallelujah! Uns sind viele Sünden ver-
geben.

Etwas von Erbauung zur Erbauung.

Da der Apostel Paulus seinen Abschied nimmt
von den Christen zu Ephesus, spricht er zu ihnen:
„Und nun, lieben Brüder, ich befehle euch Gott und
dem Worte seiner Gnade, der da mächtig ist euch zu
erbauen und euch zu geben das Erbe unter allen, die
geheiligt werden.“ (Apostelgeschichte 20, 32). Es
hat der Apostel an so mancherlei die Aeltesten zu
Ephesus und die ganze Gemeinde mit erinnert, so
faßt er zum Schluß alle seine Gedanken für seine
lieben Mitchristen zu Ephesus dahin zusammen, daß
er sie dem treuen Gotte empfiehlt, als dem der sie
erbauen könne zum ewigen Leben. Und eben dies,
nämlich erbauet werden, ist auch die Summe al-
les dessen, was einem Christen zu wünschen ist. So
würds ja ganz willkommen sein, wenn wir ein wei-
niges von der Erbauung handeln, als von einer so
wichtigen Sache, darüber ohnedies so manche ver-
kehrte Ansichten unter den Christen zu finden sind.

Was ist denn gemeint mit dem Wort „Erbau-
ung.“ Was heißt es erbaut werden, oder
wie die Schrift auch redet, sich erbauen?

Eine sehr verbreitete Meinung davon ist die, daß
unter Erbauung vornehmlich Bewegungen des Ge-
müthes, Erregungen des Gefühles zu verstehen seien.
Hat etwa einer bei einer Predigt etwas sonderlich
geföhlt, anders als zu anderer Zeit und Stunde,
ist er zu etlicher Rührung gebracht, oder hat er
sich zu einigen Thränen bewegt geföhlt, so
spricht er nachher wohl: Das war eine erbauliche
Predigt, ich habe mich sehr erbauen können. Und
gleich wohl kann ein solcher von rechter christlicher
Erbauung sehr fern sein, wie Beispiele und Erfah-
rungen genugsam beweisen.

In Wahrheit besteht nämlich die rechte Erbauung
keineswegs in Bewegungen des Gemüths und in
Gefühlsrührungen. Damit zwar soll nicht gesagt
sein, als würde überhaupt das Gemüth dessen, den
Gott wahrhaft erbaut, gar nicht bewegt oder seine
Gefühle erregt. Gewiß ist davon auch die wahre
Erbauung begleitet. Aber ebenso gewiß sind
die Gemüthsbebewegungen und Rührungen nicht das
Hauptsächliche, was Gott in der Erbauung bei dem
Menschen ausrichten will, nicht soll also der Mensch
gerade darnach hungrig und begehrlisch sein. Er
würde des rechten da leichtlich sehr verfehlen.

Es sieht ein Jeder leicht ein, daß die Worte „Er-
bauung, erbauen,“ b i l d l i c h e Ausdrücke sind. Sie
kommen her von dem Gleichniß, unter welchem die

Kirche Gottes, die Gemeinde Christi vorgestellt wird.
Sie wird nämlich verglichen mit einem Tempelgebäude
(Sacharia 6, 12; Ephes. 2, 21; Thessal. 2,
4;) und einem Hause (Hf. 93, 5; 1 Timoth. 3
15; 1 Petri 4, 17), darin jeder Gläubige ein einge-
fügter Stein (1 Petri 2, 5) ist. Dieses ganze Ge-
bäude steht vor Gott wohlgefällig da und um
Christi willen, auf welchen es gegründet ist.
Christus ist der Grund und Eckstein (1 Petri
2, 47; Sacharia 3, 9; Jesaja 28, 16; Ephes. 2, 20),
der alles trägt; das will sagen: Ohne Christum und
sein Werk gebe es kein solch Haus und Tempel Got-
tes, d. i. keine Gemeinde, die bei Gott in Gnaden
wäre und Gott gefiele. Also heißt er baut wer-
den, auf Christum gegründet und gelegt
werden. Und will ich nun ohne Bild reden, so heißt
erbaut werden nichts anderes als dies: daß ich mit
der Gewißheit des Glaubens an Christo
als meinem einigen Erlöser und Seligmacher hange,
oder: gewiß gemacht sein im Glauben,
daß ich in seinem Blute vor Gott rein bin von aller
Sünde, bei Gott in Gnaden, als ein liebes Kind,
ewig gerettet und ein Erbe der Seligkeit. Zu neh-
men an dieser Gewißheit des Glau-
bens und an der Freudigkeit des Glaubens, daß
man bei Gott durch Christi Verdienst in Gnaden sei,
das heißt, fort und fort erbaut werden.

Eine Predigt hat dich erbaut, wenn
sie dich wieder mit rechter heller Erkenntniß von der
vollkommenen Erlösung und Rechtfertigung in Christo
Verdienst erfüllt, und wieder recht tröstlich gewiß
gemacht hat, wie fest deine ewige Rettung in Christo
gemacht sei, wenn du wiederum recht zu deinem
Trost hast erkennen können: Ja gewiß, Gott zürnt
mir nicht! Es ist klar und wahr, alle meine Sünde
ist mit Christo begraben. Gott hat mich lieb als ein
gnädiger, huldreicher Vater. Kurz, wenn die Pre-
digt dich wieder in dem Glauben gewiß gemacht hat,
daß du, wiewohl ein ganz armer, unreiner Sünder
in dir selbst, doch in Christo und um des Lebens,
Leidens, Sterbens und Auferstehens Christi willen
Gott angenehm seist, — so hat die Predigt dich er-
baut. Hast du solch einen Gewinn gehabt, beim
Lesen der Schrift, d. i., alles Evangeliums in der
Schrift, hast du beim Lesen daheim wieder einen
neuen Blick thun können in das liebevolle Herz Got-
tes, welches er dir in Christo entgegen trägt, (2 Cor.
4, 6), daß du sagen müßt: „Ach! da habe ich jetzt
wieder eine neue Gewißheit gewonnen, daß Gott um
Christi willen mich Sünder lieb hat und mich ewig

selig haben will" — dann hat das Lesen der Schrift dich erbaut. Da siehst du wohl, daß die Erbauung nicht zu allermeist ein Ueberschwang von dunklen und ungewissen Gefühlen ist, sondern vielmehr eine lichte und helle Gewisheit der Erkenntniß, die freilich hernach auch das Herz und Gefühl oft gar selig bewegt. Und daß die heilige Schrift also das Wort „erbauen“ versteht, zeigt namentlich Coloss. 2, 7: Ihr seid erbaut in ihm und fest im Glauben. Denn aus diesen Worten schließt jedermann klar: daß derjenige erbaut sei, der fest und gewiß gemacht sei im Glauben, daß er um Christi willen Vergebung der Sünden, Gerechtigkeit vor Gott und ein ewiges Leben habe.

Haben wir also gesehen, was Erbauung sei, so wird es nun zur weiteren Einsicht dienen, wenn wir auch den Zustand eines Menschen, der da erbaut ist und fortwährend erbaut wird, in etlichen Hauptpunkten bezeichnen. Es ist dieser Zustand insgemein vorgezeichnet darin, daß die ganze Christenheit und gleichwohl auch der einzelne Christ ein Tempel Gottes im heil. Geist genannt wird. Demnach kann man die Art dieses Zustandes also beschreiben, daß bei einem erbauten es so steht, daß Christus alles gilt, und der eigene Mensch nichts.

Christus gilt alles bei dem Erbauten, das sagt die Schrift nicht nur insgemein (1 Cor. 1, 31; Philipp. 1, 21; 1 Cor. 16, 22), sondern führt es auch nach mancherlei besonderen Stücken aus. Es gilt vor allem bei einem Erbauten nur Christi Werk (1 Cor. 1, 30; 2, 2; 3, 11; Galater 6, 14; Eph. 1, 3, 7; 2, 4—9; Röm. 5, 8; 2 Cor. 8, 9; Eph. 2, 14; Coloss. 1, 27), es gilt bei ihm nur Christi Wort (Joh. 10, 27; 8, 31; 1 Cor. 1, 25; 11, 23); es gilt bei ihm nur Christi Wille (2 Cor. 5, 15; Röm. 14, 7, 8; Coloss. 1, 10).

Und wie Christus in seinem Werk, Wort und Willen in dem Erbauten alles gilt und alles regiert, so gilt dagegen nichts der eigene Mensch (Gal. 6, 15; 2 Cor. 3, 5; Coloss. 3, 11); nicht Menschenwort und Menschenweisheit (1 Cor. 2, 13, 14; 3, 19; 2 Cor. 4, 5; Coloss. 2, 4, 8); noch Menschenwerk (Galater 2, 16; 3, 11, 22; 4, 10, 11; 6, 5; Ephes. 2, 9; Phil. 3, 8).

Hieraus kann geschlossen werden, daß es ein seliger Zustand sei, erbaut zu sein auf Christum, und höchstes Begehren sein müsse, immerdar erbaut zu werden. Das gönnet uns auch Gott. Das weiß Paulus und befiehlt darum so zuversichtlich die Epheser dem treuen Gotte. Gott kann aber auch alle in es thun. Er muß uns erbauen.

H.

Luther im schwarzen Bären zu Jena.

Es war gerade um Aufwachtszeit, als aus St. Gallen in der Schweiz zwei junge Geistesinsgemein — das Weiter konnte nicht wüßter sein — zu Jena's Thor sind eingezogen, die waren Herrn Luther sehr gewogen; bloß seiner und Melanchthon's wegen — denn an dem war ihnen auch gelegen — hatten sie beide mit Bedacht sich auf den weiten Weg gemacht. Wie sie zu Jena zogen ein, so mocht es spät geworden sein und wie sie nach Quartier gefragt, hat's ihnen jeder Wirth ver sagt, bis auf den Wirth zum schwarzen Bären — man halt ihn blüßig drob in Ehren! — Nun hört, was weiter drauf geschah! Im Haus ist nur ein Zimmer da; und wie der Wirth sie führt herein, so sehen sie, bei Lampenschein, wie vor dem Tisch ein Reiter sitzt dem Männercrast im Auge blüßig

mit einem Arm so aufgestützt, als ob er etwas ernst erwägt, die zweite Hand ans Hest gelegt von seinem Schwerte, das er führt, sein Haupt nach Landesbrauch verzert mit einer rothen Reitermütze, die thut ihm recht verwegen sizen — kurzum ein Mann so von Gestalt, wie man den Petrus siebt gemalt, ein gutes Schwert an seiner Seit. Woher so spät um Abendzeit? befragt er unsre Pilgerleut mit angebotener Freundlichkeit. Wie sie ihm drauf Bescheid gesagt, so hat er weiter sie befragt: Von wannen seid ihr? „Aus St. Gallen!“

Ich hab an Schwetjern Wohlgefallen. Denkt ihr gen Wittenberg sefort, so findet ihr gut Landseut' dort. Herrn Schürpsen, gebt auf den mir Acht! Zugleich vermeldet mir, was macht der weis' Erasmus Rotterdamus zu Basel? Habt ihr einen Gruß von ihm gen Wittenberg, so sagt! „Mein Herr, weil ihr nach diesem fragt, so melden wir euch mit Gebühr; Erasmus, der Gelehrten Zier, er lebt sehr eingezogen hier; nicht so, daß er die Menschen schiebt, doch so, daß er nur wenig schiebt!“ Nun gebt mir weiter auch Bericht, was man bei euch von Luther spricht! „Mein Herr, wie überall entzweien sich ob dem Luther zwei Parteien dernalen auch im Schweizerland. Beliebt in Schriften und bekant, wie von der einen er gelitten, hat ihn die ande scharf bekriten!“ Das acht ich, kann nicht anders sein. (siel hier alsbald der Reiter ein) das werden wohl die Pfaffen sein. Gott ordnet Alles dieß auß beste. Nun liebe Herrn, seid meine Gäste! Herr Wirth, bringt Bier — doch nein, bringt Wein. Des Landes können, wie sie sagen, sie nimmer unser Bier vertragen. Klingt an, das edle Schweizerland! Indem erblickt ein Buch zur Hand, das neben unserm Reiter lag, der älteste Gesell, und sprach:

„Mein Herr, was ist das für ein Buch? Ich bitt Euch, macht mich dessen klug.“ — Ein Psalter, auß hebra'isch verfaßt, — fast mücht ich Euch, zum Heil der Seelen, das Kleinod dieser Sprach emsehlen. — Ich bin so eifrig drauf gestellt, daß keine Schäß in dieser Welt ich nehmen wüßt, auf den Beding, daß ich sie achete gering. Habt ihr zu Wittenberg gut Glück, so hoff ich, daß in diesem Stück Melanchthon gute Dienst Euch leiste; wiewohl in Sprachen kommt das Meiste zuletzt doch nur vom heil'gen Geiste! — So ging mit freundslichem Gespräch der beste Theil des Tags hinweg. Es mocht um neun geworden sein; Zwei Kaufleut' treten noch herein, sie fordern was zu essen — trinken; deren einer läßt sich das bedünken, ließt auch ein Buch, der Reiter spricht: Herr, gebt mir dieses Buchs Bericht! Der Kaufmann: „Kennet Ihr das noch nicht? Es ist das Neuste, was uns jetzt Herr Martin Luther übersezt.“

Das sollt Euch ja bekant wohl sein. Antwortet ihm der Reiter. Nein! und fuhr mit lächelnden Geberden dann fort: Es soll mir nächstens werden. Die beiden Schweizer sah'n sich an, weil jeder diesen Meistermann, von Grund aus gern errathen müchte, und keiner doch erräth das Rechte. Sie sinnen hin und sinnen her, wer wohl der fremde Reiter wär? Indem so tritt von ungefähr

Der Wirth herein, verlangt Gehör. Mein Gasthof heißt der schwarze Bär — so spricht er — schon von Alters her. Doch ist ihm wohl seit hundert Jahren nicht so viel Ehre wiederfahren, als dadurch jetzt ihm wiederfährt. Daß Luther ist hier eingekehrt! Wie? Wo? Wann? hab ich recht gefast? Er selbst, der Luther Euer Gast? Herr Wirth, das glaub ich nimmermehr.“ Und wenn ich Euch es nun beschwör? Noch nicht zwei Tage sind es, wißt, daß er dahier gewesen ist. An selbem Tisch, wo ihr gegessen, da hat Herr Luther auch gegessen! — Als von dem Wirth zum schwarzen Bären ein solches Wort die Schweizer hören, da schalten sie aus einem Munde den wüßten, bösen Weg zur Stunde, der sie verpätet wider Hoffen, daß sie Herrn Luther nicht getroffen. Ja, rief der eine ganz entbrant, den Klinger meiner rechten Hand, Herr Wirth, ich wüßt ihn drum entbehren, sollt ich hier je im schwarzen Bären, so helf mir Gott, bei Brod und Wein, ein Gast mit Doktor Luther sein! Der Wirth, des Dinges kundig g'nug, erfüllt auß neu' mit Wein den Krug, indem er lächelnd seitwärts schiebt, und spricht: wer weiß, was noch geschieht? So spricht der Wirth, der Reiter lacht; bald wünscht er ihnen gute Nacht. Des Morgens, wie zu Pferd er steigt, und sich zum Abschied noch verneigt, Entläßt er sie mit diesem Wort: Sobald ihr kommt an Stell' und Ort daß ihr mir ja Melanchthon grüßt, und auch Herrn Jonas nicht vergeßt! „Ja hab der eine an, sehr wohl! sagt nur, von wem ich grüßen soll?“ Sagt mir von dem der kommen soll! So wißt Ihr g'nug, Ihr Herrn, lebt wohl! So zog der Reiter seine Sträß; Die Schweizer wandeln auch fürbaß, Zwei Tage d'ruff in Sachsenlanden sie ihn bei Herrn Melanchthon fanden. Herr Ansdorf saß zu seiner Rechten Herr Doktor Jonas gleich zur Linken, wo er zum ersten Osterfest von Karlstadt sich erzählen läßt und seiner wilden Schwärmerischear. Erst deucht die Sache ganz und gar den beiden Schweizern wunderbar; nachdem verstanden sie erst klar, wer dieser fromme Ritter war, der, so verständig aller Ding' von Gott und weltlich Sachen sprach, Des waren beide hoch erfreut. Philipp Melanchthon seinerseits lud sie zur Mahlzeit ein für heut'. So konnten sie zu gleicher Zeit den Finger ihrer Hand behalten, und doch mit Luther Mittag halten, was ihnen baß am Herzen lag. — Je einen oder zwoen Tag hielt nur der Doktor inne sich; dann predigt er gewaltiglich, und schickt mit seinem Donnerwort aus Wittenberg die Schwärmer fort, und rastet nicht, bis Schlag auf Schlag des Karlstads Unhang ihm erlag.

Ein christlich Testament hat Dr. Caspar Hedio, der 2. President des Kirchenkonvents zu Straßburg, 1552 gestorben, eigenhändig geschrieben hinterlassen. Es ist nach seinem Tode gefunden worden und lautet: „Gott hat mich ohne meine Sorgen leben lassen dazu mir seinen lieben Sohn Jesum Christum zum gewissen theuren Pfand des ewigen Lebens geschenkt. Darum fahr nun hin, meine liebe Seele, du hast einen treuen Heiland, der dich zu seinen Händen aufgenommen hat.“

Hans Sachs.

Eine historische Erzählung

aus der

Reformationszeit.

Von

J. C. Scholz.

(Fortsetzung.)

„Ei, das freut uns,“ sagte Hans Sachs. Und wie stehts um Euch heut, lieber Stief? Wie gehts Euch?“ „O besser, als ich's werth bin,“ entgegnete dieser. Wie hätte ich gestern um diese Zeit wohl denken können, daß ich das alte Jahr so froh beschließen, das neue so zufrieden anfangen würde. Das danke ich Euch, werther Meister Sachs, und so lange ich lebe, werde ich Eure Güte nicht vergessen. Gott vergelt's Euch, denn ich kann es nimmermehr.“

„Laßt das gut sein, erwiderte Hans Sachs. Was ich gethan, ist zu gering, als daß davon zu reden wäre. Aber Ihr habt mein Wort, daß ich Euch weiter helfen will, soweit meine schwache Kraft reicht.“

„Ach, sprach Stief schluchzend, Ihr habt an mir Armen, der ich Euch doch ganz fremd bin, weit mehr gethan, als Ihr selbst wißt. Ihr habt mich meinem Weibe, meinen Kindern wiedergegeben, Ihr habt mich dem Leben erhalten und mich von schwerer Sünde zurückgeschreckt. Ohne Euren Zuspruch, ach du mein Gott, was hätt' ich gethan!? Ja wenn man so tief im Elend steckt und keinen Tröster hat —!“ Er konnte nicht weiter sprechen, er weinte nur und seufzte.

„Laßt nur Muth, lieber Stief, tröstete Hans Sachs, Gott wird Euch weiter helfen. Ohne Trost aber werdet Ihr niemals sein, wenn Ihr Euch an Gott und sein Wort haltet. Seht, lieber Stief, wenn man auch nicht gerade zu sorgen hat für Nahrung und Kleidung, so gib'ts doch manchen Tag, der Einem nicht gefällt, und wo man Mühe hat, den Kopf oben zu halten. Man hat z. B. Verluste im Geschäft, oder Verdruß mit Gesellen und Dies und Jenes, was das Herz niederbeugt. Da nehme ich denn stets meine Zuflucht zum Wort Gottes und geh' nie leer aus. Denn das Wort Gottes ist eine unererschöpfliche Trostquelle in allem Leid, für jede Seele. Darum ist's auch ein Heiligthum über alle Heiligthume, ja das einige, das wir Christen wissen und haben. Denn ob wir gleich aller Heiligen Gebeine oder heilige und geweihte Kleider auf einem Haufen hätten, so wäre uns doch damit nichts geholfen, denn es ist Alles todt Ding, das Niemand heiligen noch trösten kann. Ohne das Wort Gottes aber wird der Mensch toll und voll von unheiligen Gedanken und verfällt leicht der Welt und dem Teufel.“

„Ja ja, so ist's, bestätigte Stief, so ist's, ich weiß davon zu sagen!“

„Aber warum habt Ihr in Eurer Noth nicht im Worte Gottes Trost gesucht?“

„Warum? Ich hab' keine Bibel, ich habe nie eine gehabt, und der Herr Erzpriester und der Herr Kaplan in Schwabach hätten's auch nicht geduldet. Auch hab' ich's nie anders gehört, als daß in der Bibel Luthers Kegerei geschrieben steht und daß jede Seele verdammt ist in Ewigkeit, die sich daran hängt.“

„So seid Ihr katholisch?“ forschte die Hausfrau etwas verstimmt.

„Ja ja, sagte Stief, mein Weib, meine Kinder und ich.“

„Ei, fuhr die Hausfrau in ihrem luther'schen Eifer fort, so gebt nur Acht, daß Ihr hier in Nürnberg nicht von der luther'schen Kegerei angesteckt werdet, zumal bei uns, lieber Meister Stief, denn mein Mann, unsre Kinder und ich sind lutherisch, und das eifrig. Was Ihr vorhin habt vorlesen hören, hat auch dieser Erzkezer Luther geschrieben. Wenn der Schwabacher Erzpriester und Kaplan wüßten, daß Ihr so was angehört, Meister Stief, wie würd's Euch gehen?“

Fran Kunigunde that diese Frage mit lachendem Munde, aber doch hatte es Stief wohl gemerkt, daß sie verstimmt war. Er fürchtete, durch sein Bekenntniß, daß er katholisch sei, die Gunst und Unterstützung seiner Wohlthäter verscherzt zu haben, und be-reute schon bitter seine Unvorsichtigkeit. Er wollte also schnell die Sache wieder gut machen und sagte stotternd und zaghaft: „Ich habe freilich nicht gewußt, daß Luther so etwas Herrliches geschrieben hat und daß die Bibel für jeden Menschen da ist und Trost hat für jegliches Leid. Von heut an aber weiß ich, daß nichts so sehr mein Herz trösten und stärken kann, als Gottes Wort und Luthers Lehr. O hätt' ich längst gehört, was ich heut vernommen, wie viel Schmerz hätt' ich weniger zu tragen gehabt und mancherlei sündige Gedanken wären nicht durch meine Seele gefahren. Und wenn ich bedenke, wie gut Ihr seid, wie theilnehmend, da doch selbst unsre nächsten Verwandten hart und unbarmherzig sind, dann weiß ich wohl, woran ich bin.“

„Prüfet Alles und behaltet das Gute, nahm Hans Sachs das Wort. Seht, lieber Stief, das haben wir befolgt und sind sonach lutherisch geworden. Und wenn es Euch um die Wahrheit zu thun ist, so rathe ich Euch: Prüfet! Das Ubrige wird sich von selbst finden, wenn Ihr Euch der Wahrheit ergeben wollt. Dagegen werdet Ihr vor der Hand gut thun, nicht Alles zu glauben, was von den Feinden des Evangeliums über Luther und seine Lehr gesagt wird. Da heißt es wohl:

Was will der Mönch Neues lehren
Und die ganz Christenheit verkehren?
Unser gut Werk thut er verkleinern*.)
Wilt man soll den Heiligen nit dlenen.
Zu Gott allein sollen wir geseht,
Kein Creatur mög uns gebelien.
Unser Wallfahrt er auch abstellt,
Von Fasten, Feiern er nit viel hält,
Römischen Ablass auch veracht'et,
Spricht: Christus hab uns selig g'macht.
Wer das glaubt, der hab g'mug. —
Nun dieser Mönch ist doch nit klug;
Denkt nit, es sei'n vor Lent' gewesen,
Die auch haben die Schrift gelesen.
Unsere Eltern, die vor uns waren,
Sind ja auch nit gewesen Narren.
Sollten die alle han geirret,
Und uns sammt ihnen han verwirret?
Das will Gott nit, das wolln wir treiben
Und bei dem alten Glauben bleiben.
Luther schreibt seltsam Abenteuer.
Man sollt' ihn weisen in ein Feuer,
Ihn und all sein'n Anhang vertreiben!
— Das hört man viel von alten Weibern,
Von Zopfnonnen und alten Mannen,
Die das Evangelium anjannent.)
Doch bilst all's Widerbeilen nicht,
Die Wahrheit ist kommen an's Licht.
Deshalb die Christen wiederkehren
Zu den evangelischen Lehren.

Er schwieg ein Weilchen, dann fuhr er fort: „Ihr müßt thun, was Euch gut dünkt, Meister Stief. Gleichviel ob Ihr katholisch oder evangelisch seid, Ihr

seid mein Nächster, und ich will Euch helfen, so weit ich kann, denn Dr. Luther in seinem Katechismus schreibt, daß wir unsern Nächsten sollen sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten.“ — Stief sagte bei diesen Worten wieder Muth und bat, daß ihm gestattet werde, an Sonn- und Feiertagen zu hören zu dürfen, wenn die Predigt vorgelesen werde, was ihm sehr bereitwillig erlaunt wurde. Beide begaben sich hier in die Kammer, wo die Ledervorräthe aufbewahrt wurden. Sie befand sich der Wohnstube gegenüber, durch den Hausflur getrennt. Hier wurde nun das Nähere über die Weise verabredet, nach welcher Stief Arbeit erhalten und das erforderliche Leder beziehen sollte. Die uneigennütigen Vorschläge, die Hans Sachs machte, nahm Stief mit Freuden entgegen, zumal er hoffen konnte, auf diesem Wege seiner Noth entrisen zu werden und für seine Familie den nöthigen Unterhalt zu gewinnen. Der arme Schuster rief sich vergüßt die Hände und sagte treuherzig: „Ihr dürst gewiß sein, mein theurer Meister Sachs, daß ich Euer Vertrauen zu rechtfertigen suchen werde. Woche und Sonntag will ich arbeiten —“ „Das laßt nur bleiben, fiel Hans Sachs ins Wort. Es ist genug, wenn Ihr an den Werktagen treu das Ewige thut. Sonntagsarbeiten bringt keinen Segen. Ich bin seit 20 Jahren Meister, und ich bin an Wohlfahrt gewachsen, wie ich immer gedacht habe, aber niemals ist Sonntags in meiner Werkstatt gearbeitet worden.“ Stief versicherte, daß er in allen Stücken den gegebenen Rathschlägen folgen werde, und verabschiedete sich dann von Hans Sachs und seiner Frau mit nochmaliger Dankagung für die ihm gewordene Hilfe.

Kaum war der arme Schuster fort, so trat ein ganz unverhoffter Besuch ein, es war der Rathsherr Lazarns Spengler. Hans Sachs nahm sofort sein Mützelein vom Kopfe, verneigte sich ehrfurchtsvoll und sagte: „O mein lieber, würdiger Herr, seid willkommen! Wie freue ich mich, daß Ihr es nicht verschmäht, in mein geringes Haus zu kommen.“

„Nun, entgegnete der Rathsherr, ich wollte nur sehen, wie der neue Zunftvorsteher das neue Jahr angefangen.“

„Munter, Gott sei Dank, munter und voll Vertrauen auf den alten, lieben Gott.“

„Und Eure Frau und Kinder?“

„Alles munter, mein würdiger Herr Spengler; Kundigunde! rief er in's Nebenzimmer hinein, komm und begrüße unsern werthen Besuch.“

Die Hausfrau, die unterdeß dem kranken Gesellen Arznei gereicht, kam eilig herbei, grüßte demützig den hohen Besuch und eilte dann hinweg, um bald mit zwei stattlichen, fein geschliffenen Trinkgläsern zurückzukehren, die sie mit perlendem Wein füllte. Sodann entschuldigte sie sich beschreiben, daß der Krankendienst ihre Gegenwart in der Nebenstube erfordere, und bat, daß der würdige Herr sie bald wieder mit seinem Besuche erfreuen und beehren möge.

Herr Spengler hatte als Handwerksherr der Schmuckmacher mit dem neuen Vorsteher der Zunft über mancherlei Dinge sich zu besprechen und war heut gekommen, Hans Sachs zu diesem Behufe zu sich einzuladen, der die Zeit hierfür selber bestimmen sollte. Hans Sachs sagte zu, und schon jetzt fand über verschiedene Punkte eine Verständigung statt.

Bei der geistigen Richtung beider Männer konnte es nicht fehlen, daß die Unterhaltung sich gar bald weitem Gebieten zulente. Ihr Mund ging über von dem, was das Herz bewegte, und so waren es denn die Zustände der Kirche und des Vaterlandes, die mit warmer Theilnahme besprochen wurden.

*]verkleinern, †]schreien, ‡]die Zähne zeigen, anstößchen.

Was das neue Jahr bringen werde, war ihm so ungewisser, da sich der deutsche Kaiser Karl stets schwankend benahm, weil sein Ziel keine offene, geradeaus gehende Politik zuließ. Eher war Trauriges zu fürchten, als Gutes zu hoffen; der Krieg mit seinen Schrecken stand drohend an der Neujahrschwelle; wird er noch einmal sich bannen lassen?

Es war nämlich zwischen dem Kaiser Karl und den protestantischen Fürsten 1532 zu Nürnberg ein Religionsfrieden abgeschlossen worden, kraft dessen den Evangelischen einige Zugeständnisse hinsichtlich ihrer Religion gemacht worden waren. Dieser Friede hatte für das gemeinsame deutsche Vaterland den günstigen Erfolg gehabt, daß die damals zum Kriege heranrückenden Türken aus Furcht vor der unerwartet schnell herbeigeführten Einigkeit der Deutschen sich zurückgezogen und ihre Pläne aufgeschoben hatten. Nach Beseitigung dieser Gefahr hatte es sich leider gezeigt, daß ungeachtet des Nürnberger Friedens die rechtliche Stellung der Evangelischen noch eine sehr unsichere war, wiewohl diese vom Kaiser nichts weiter erlangen wollten, als die rechtliche Anerkennung ihrer Glaubens- und Lebensform. Zumal als des Kaisers Vicekanzler Held, ein ehrgeiziger, gegen die Evangelischen mit Bitterkeit erfüllter Mann, erklärt hatte, daß alle bisherigen ihnen günstigen Zusicherungen und Abreden ungültig seien, sahen sich die protestantischen Fürsten und Städte genöthigt, den schmalkaldischen Bund zu erneuern und durch Aufnahme neuer Glieder zu erweitern und zu befestigen. Die katholischen Fürsten waren ihrerseits auch nicht unthätig, und so fanden beim Beginn des Jahres 1537 beide Parteien einander kampfgerechter gegenüber. Ein geringfügiger Umstand konnte den unter der Asche glimmenden Funken leicht zur verheerenden Flamme anfachen. Das war die damalige Lage des Vaterlandes, und sie war in der That geeignet, von deutschen Männern ernst besprochen und erwogen zu werden. „Wir unsererseits, bemerkte der Rathsherr, werden bei unserm Vorsatz beharren, nicht zu weichen und für die Sache des Evangeliums Alles anzubieten; will's Gott, wird der gerechten und heiligen Begeisterung doch der Sieg zu Theil werden. Freilich müssen wir in solchem Vornehmen von der Bürgerschaft der Stadt unterstützt werden.“

Hans Sachs zweifelte keinen Augenblick, weder an dem Siege des Evangeliums, noch an der Standhaftigkeit der Evangelischen Bürgerschaft der Stadt. Mit begeisterten Worten sprach er seine Zuversicht aus, wobei er indeß von dem Rathsherrn mit der Frage unterbrochen wurde, ob er denn schon die neueste Bulle des Papstes kenne? Als Hans Sachs dies verneinte, meinte Spengler, daß auch von Seiten Roms neue Gefahren im Anzuge seien, die man keinesweges unterschätzen dürfe. „Papst Paul III., so berichtete er, hat soeben ein allgemeines Concilium nach Mantua ausgeschrieben und zwar mit dem unverhüllt ausgesprochenen Zwecke, die lutherische Ketzerei auszurotten.“

Hans Sachs hörte diese Nachricht mit flammendem Zorn, und entrüstet sagte er: Da meine ich doch, daß der Papst sich verrechnet haben wird. Nimmer werden die protestantischen Fürsten ein anderes, denn ein freies, von Rom unabhängiges Concilium anerkennen. Sodann hat früher bereits Dr. Luther darauf hingewiesen, daß der Papst keinen Grund der Schrift hat, zu behaupten, er allein dürfe ein Concilium berufen. Und ferner, daß die Päpstlichen auf dem Concilium vor allen Stücken darüber sollten handeln, daß das Unwesen mit Ablass, Bullen, Beichtbriefen, Wallfahrten, Seelenmessen aufhöre,

daß der Papst müßte seine weltliche Macht und Pracht ablegen, dieweil sein Amt nichts anders sein soll, denn täglich weinen und beten für die Christenheit und ein Exempel aller Demuth vortragen, daß das Wort Gottes allein sei Regel und Richtschnur für der Christen Glauben und Leben. Ja, will der Papst solche Dinge verhandeln, so wird sein Concilium erwünscht sein, und es dürfte immerhin eine Frucht daraus erwachsen, die der auch uns willkommenen Einheit der Kirche förderlich wäre. Aber jetzt, wo Alles als Ketzerei verdammt wird, was nicht eben römisch ist, müssen die Evangelischen sein Concilium ablehnen, es kann doch nichts frommen. Rom ist Rom!“

„Ganz richtig, bemerkte der Rathsherr, das meinen auch wir. Nimmer können wir zugeben, daß die, welche man selbst der Ketzerei und des Aberglaubens anklagen müßte, nach einem schon gefällten Verdammungsurtheil unsere Ankläger und Richter zugleich seien.“

Es war unterdeß Abend geworden. Herr Spengler schickte sich an nach Hause zu gehen, und Hans Sachs, der noch einer Versammlung der Meisterfänger in der Singschule beizuwohnen gedachte, begleitete ihn bis zu seiner Wohnung, wo sie sich dann auf's Freundschaftlichste trennten.

Hans Sachs hatte kaum in Begleitung Spenglers sein Haus verlassen, als ein Verwandter in dasselbe eintrat; es war ein junger Mensch von etwa 26 Jahren und seines Handwerks ein Kleinweber. Er wohnte in einem Hause gegenüber und hatte die Gewohnheit, alle bei Hans Sachs aus- und eingehenden Personen zu beobachten und dann zu horchen, was Der oder Jener gewollt habe. Fast täglich kam er herüber, obgleich ihn Niemand gern hatte, weder Eltern noch Kinder. Sein finstres, heimtückisches Wesen und sein grobes Benehmen war Allen zuwider. Demungeachtet bemühte man sich, ihm stets freundlich zu begegnen, und da er in dürftigen Umständen war, so wurde er von Hans Sachs und seiner Ehefrau reichlich unterstützt. Aber er war ewig unzufrieden: was er geschenkt erhielt, dächte ihn zu wenig und selten war's ihm gut genug. Auch heut war sein Besuch der Hausfrau unwillkommen, wiewohl er der Sohn ihres verstorbenen Bruders war. Doch ließ sie nichts merken und erwiderte freundlich seinen brummigen Gruß. Er hatte sich am Tische niedergesetzt und blickte finster um sich.

„Gedulde Dich ein Weilschen; Heinrich, sagte Frau Kunigunde, Du kannst mit uns zu Abend essen, wenn Dir's recht ist.“

Er schwieg verstockt. Endlich fing er an: „Bei Euch wird doch die Herrlichkeit immer größer. Also Junstvorsteher ist Euer Mann gestern Abend geworden, wird sich was drauf einbilden! Es hat mich das recht gewundert, da doch viele ältere Meister bei der Innung sind.“

Frau Kunigunde erglühte bei dieser Rede vor Zorn, aber sie hielt zurück.

„Und heut, fuhr Jener hämisch fort, war ja sogar der stolze und vornehme Spengler bei Euch, sollt man's glauben! Freilich, da paßt unsereins nicht mehr, und ist nicht zu verwundern, wenn man verachtet wird, wenn man auch ein naher Vetter ist.“

„Heinrich, sagte jetzt Frau Kunigunde ernst, hör auf mit solchen Reden, Du weißt, daß wir Dich nie verachtet haben, aber lieber hätten wir Dich freudlich, wenn Du aufrichtiger und höflicher wärest.“

Er antwortete hierauf nichts, sondern fragte

neugierig: „Sagt mir, Muhme, was heut das arme Schusterlein, der Stief, bei Euch wollte? Wohl borgen oder betteln? Gewiß, und daß er nicht vergeblich zu Euch gekommen ist, habe ich auch bemerkt; denn als er kam, hing er den Kopf wie ein Packesel, dem seine Last zu schwer ist, und als er ging, machte er vergnügte Sprünge, wie ein jung Ziegenböcklein. Ja, ja, für fremde Leute hat's bei Euch immer Borrath, nur für den armen Vetter giebt's nichts!“

„O Du undankbarer Mensch! rief die Hausfrau entrüstet, haben wir Dich nicht erst an Weihnachten vom Fuß bis zum Kopf neu bekleidet? Ist das nichts? Und geben wir Dir nicht so viel im Laufe des Jahres an Nahrung und Kleidung?“

„Na, 's ist auch darnach!“ antwortete er grob.

Frau Kunigunde gedachte sich mit dem Undankbaren nicht weiter einzulassen und schwieg. Dieser dagegen fuhr fort: „Wer ist denn der elende Bursch, der dort im Stübchen behaglich die faulen Glieder pflegt? Ein Lausbub von der Straße? Ja, der wird bei sich selbst lachen über so alberne Leute, die seiner Verstellung glauben und so schön mit ihm thun. Der arme Vetter aber muß sich plagen; wenn er nicht hungern und frieren will. Mit ihm hat man kein Mitleid. Warum? Ei, weil er katholisch ist, weil er der einzige in der Familie ist, der den Glauben seiner Väter in Ehren hält, weil er von der lutherischen Ketzerei nichts wissen mag. Darum!“

„Schweig, unterbrach ihn hier die Hausfrau, und trat mit erhobener Hand vor den unverschämten Burschen, untersteh Dich nicht, im Beisein meiner Kinder unsere Religion zu lästern. Wir haben noch niemals verlangt, daß Du Dich zu uns halten sollst, denn an Dir würde die evangelische Kirche wenig gewinnen. Kannst nichts als lästern und kränken, so geh aus unserm Hause und komm niemals wieder!“

„D ich kann gehen, entgegnete er trotzig. Ein treuer Katholik und abtrünnige Ketzerei passen auch nicht zusammen. Aber, Frau Muhme, laßt es Euch gesagt sein, die lutherische Ketzerei wird bald ein Ende nehmen, hier und überall. Ha! das wird ein Festtag sein, wo der Rath der Stadt zum Thor hinausgeschickt und die katholische Kirche wieder aufgerichtet werden wird. Und Ihr, werthe Frau Muhme, werdet dann froh sein, wenn der arme katholische Vetter Euch eine Zuflucht gewährt und ein gutes Wort für Euch einlegt. Doch werd' ich mir's erst überlegen, ob ich's thue! Ketzerei! Ha ha ha!“

Länger konnte die Hausfrau ihren gerechten Zorn nicht zurückhalten. Mit kräftiger Hand schüttelte sie den boshaften Vetter und beförderte ihn unsanft zur Thür hinaus. Es dauerte ziemlich lange, bis sie in ihrem Gemüthe ruhig wurde; sie sann hin und her, auf welches Ereigniß Jener wohl seine rachedürstenden Aussichten und Pläne gründen möchte. Doch blieb ihr die Sache dunkel. „Bergeb's ihm Gott, sagte sie endlich, er weiß nicht, was er thut.“

(Fortsetzung folgt.)

Einladung

zur Subscription auf die Jahrgänge des „Lutheraner“ IV—VI, betreffend die Jahre 1847—1850.

In der Voraussetzung, vielen Brüdern aus der Wisconsin- und Minnesota Synode einen Dienst hiermit zu erweisen, erlaubt sich Unterzeichneter, dieselben auf den beabsichtigten Wiederabdruck des 4. 5. und 6. Jahrgangs des „Lutheraner“ aufmerksam zu machen, zumal er von Seiten eines Bruders dazu ermuntert worden ist. Es enthalten gerade diese ersten Jahrgänge des L. einen ganz besonders rei-

chen Schatz von auserlesenen Lehr- und Erbauungsartikeln. Es ist da vor allem ein sehr gediegener werthvoller, in 12 Nummern fortlaufender, Aufsatz aus der Feder des Hr. Prof. W., betitelt: „Warum sind die Einsetzungsworte: „Dies ist mein Leib &c.“ eigentlich zu nehmen?“ Es ist dies ein Seitenstück zu einem im Jahrgange III enthaltenen ebenso werthvollen Artikel aus derselben Feder, betitelt: Die heil. Absolution, gerettet gegen die Lästerungen der Methodisten (Jahrgang I — III sind schon jetzt zusammengebunden für \$2 bei Barthel in St. Louis zu haben.) Ueber den Werth jenes Aufsatzes wäre viel zu sagen, wie jeder, der ihn gelesen hat, aus voller Ueberzeugung bestimmen wird. Gestattete es der Raum, so wollte ich dem Leser zu Lieb und Dienst die Haupteinwände der Gegner hersehen, welche in demselben ebenso lichtvoll wie gründlich widerlegt werden. Jedenfalls ist gewiß: wer noch Bedenken über die luth. Abendmahlslehre hat, oder sich doch derselben noch nicht so recht von Herzen freuen kann, dem wird dieser Aufsatz einen wesentlichen Dienst leisten; vollkommen befriedigt und siegesgewiß, auch bereit auf diese theuerste Lehre unserer Kirche zu sterben, wird er, wo er den Aufsatz durchstudirt, das Buch aus der Hand legen und Gott für diese Gabe danken. Schon die Entstehung dieses Aufsatzes ist denkwürdig. Herr Dr. Rast, der Apologetenschreiber, machte der Redaktion des „Lutheraner“ den Vorschlag, einen Aufsatz über das heil. Abendmahl in sein Blatt aufzunehmen, wenn der „Lutheraner“ dasselbe thäte mit einem seiner Aufsätze über diesen Gegenstand. Gemäß dieser Verpflichtung nahm der Lutheraner Dr. Rast's Aufsatz auf. (Luth. IV, Seite 20 — 22). Wie aber die Reihe des Aufnehmens an den „Apologeten“ kam, so brach der Methodist sein Wort. Ehrlos genug. Es wäre vielleicht in vielen Licht geworden über die rechte bibl. luth. Abendmahlslehre, die klaren und gewichtigen Gründe hätten wohl bei vielen im Irrthum festgehaltenen verführten Schafen durchgeschlagen. Das war der Grund des Wortbruchs. Schon daraus leuchtet hervor, welche eine gereifte Frucht dieser ohne jegliche bittere Schärfe ruhig dahinfließende Aufsatz aus der Feder des H. Prof. Walthers sein muß.

Audere, in den betreffenden Jahrgängen vorkommende Artikel sind: Von dem hohen Troste, der in den Worten liegt: Das ist mein Leib &c. Ein kürzerer Aufsatz. Auch von der Absolution, sowie von der Privatabsolution, sind mehrere vortreffliche Aufsätze darin; und zwar sowohl darüber wie nöthig und wie tröstlich sie sei, als auch darüber, wie die Privatabsolution durchaus im Gebrauch christlicher Freiheit bleiben müsse. Unter anderem ist bemerkenswerth ein Aufsatz: „Wer hat dir gesagt, daß die Bibel Gottes Wort sei?“ aus der Feder des sel. Pfr. Wolter. Desgleichen: „Wie sich die Christen in Moson schicken sollen;“ dgl.: „Der Glaube und das Gefühl;“ „Von den Kennzeichen der Kirche;“ „Schreckliche Seelsorge der Methodisten;“ eine Pastoralpredigt vom sel. Pastor G. H. Löber, über Apostelgeschichte 20, 28 ff. „Von der Privatseelsorge.“ Auch an kirchlichen und reformationsgeschichtlichen Skizzen, Scenen aus der Zeit des 30 jährigen Krieges, und anderen guten, trefflichen geschichtlichen Sachen fehlt es nicht. Dies waren nur einige Proben von vielen. Der Preis dieser drei, zu einem Bande gebundenen Jahrgänge beläuft sich in Summa auf \$3.75; die Einzahlung braucht nicht früher zu erfolgen, als bis das Buch gedruckt und fertig gebunden da liegt, das kann aber, da es noch an Unterschriften fehlt, noch ein Jahr und länger

währen. Die lieben Brüder, welche darauf zu subscribiren gedenken, mögen es möglichst bald thun und ihre Unterschrift einschicken entweder an Herrn Pastor Engelbrecht in Chicago, oder an Herrn Barthel in St. Louis, Mo.

Mit brüderlichem Gruß

G. Barth.

Daniel Püllel, der christliche Dolmetscher.

Ein Lebensbild aus der Missionsgeschichte von Trankebar.

(Aus dem Leipziger Missions-Blatt.)

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu der Zeit, in der die Wogen der politischen Ereignisse aufgehen auch das friedliche Trankebar zu berühren, wenn auch zunächst nur wie aus weiter Ferne und noch nicht in drohender Gestalt. In dem zuletzt genannten Jahre 1773 sah sich die Regierung der dänischen Compagnie veranlaßt, eine Gesandtschaft nach Madras zu senden an den mohammedanischen „Nabob von Karnatik“, dessen Vorfahren zuerst als Statthalter des Großmogul zu Sendji (Gingee), dann zu Arcadu (Arcot) regiert hatten, und der zuweilen auch in Trichinopoli residierte. Durch den im Jahre 1763 zu Paris geschlossenen Frieden zwischen England und Frankreich war dieser Nabob, obgleich fast ein Gefangener der Engländer (B. III. 85 IV, 425), als rechtmäßiger Fürst über ganz Südindien anerkannt, und er suchte nun alle andern (heidischen) Fürsten des Südens sich zu unterwerfen. Es gelang ihm auch durch die Hilfe der Engländer, die das Unterjochungswerk freilich in seinem Namen verrichteten, aber eigentlich für sich. Einen Gewaltstreich des Nabja von Tanjore wider den Fürsten von Namnad benutzte der Nabob, um ersteren durch die Engländer vernichten zu lassen (B. III. 149). Am 17. Sept. 1773 wurde Tanjore gestürmt, Tulasai Nabja entthront und ins Gefängniß geworfen. Damit trat der Nabob in die Stelle ein, die der Nabja von Tanjore zur dänischen Colonie Trankebar inne gehabt hatte. „Da sich nun“, sagt der Missionsbericht von jenem Jahre, „die Regierung dieses Landes verändert hatte und in die Hände des Nabob gekommen war, so wurden von dem hiesigen hochlöblichen Gouvernement einige Abgeordnete an ihn nach Madras gesandt, ihm theils Glück zu wünschen, theils einige Unterhandlungen zu pflegen wegen der vom Könige der Tanjore vor dem Krige an die dänische Compagnie verpfändeten Distrikte. Dieses Geschäft wurde auch zu beiderseitiger Zufriedenheit zu Stande gebracht &c.“ (B. I, 158b.) Die Gesandtschaft bestand aus einigen dänischen Herren, dem Provediteur Tendatschi Püllel und unserm Daniel Püllel. Dabei zeigte sich nun recht wie verschiedenartig diese beiden Freunde sich entwickelt hatten. Schon in Cuddalore auf der Hinreise durfte letzterer bei einem heftigen Fieberanfälle eine neue Gebetsböring erfahren. Und in Pondischeri bei einem Gastmahle, das der Provediteur jener französischen Stadt den beiden Tännulen ausrichtete, war Daniel ganz zufrieden mit seinem Platz zur Linken des Wirthes, während der zur Rechten des Wirthes gesetzte Tendatschi Püllel unzufrieden murkte, weil sein Sitz etwas niedriger war als der seines Wirthes. Daniel bekannte sich auch hier offen als Christ und redete von der Demuth und vom Christenthum überhaupt mit solcher Freundigkeit, daß jedermann sich wunderte und ihm Beifall zollte. Ähnlich ging es in Madras,

wo der eitle Tendatschi Püllel, nicht zufrieden mit dem Ehrengeschenk des Nabob, sich vom Minister desselben noch Schmuckstücken umhängen ließ, die er selber gekauft hatte, nur um sich rühmen zu können, vom Nabob besondere Ehren empfangen zu haben. Ueber diese lächerliche Eitelkeit strafte ihn Daniel, der während dieser seiner Anwesenheit in Madras sich innig erquickte an dem Umgang mit den ehrwürdigen Missionaren Fabricius und Breithaupt und mit redlich gesinnten Gliedern der Gemeinde. Er stiftete damals in der Kirche zu Madras eine schöne Tafel mit Bibelsprüchen in goldnen Buchstaben, zu der ein anderer Christ, der in Bengalen diente, später eine ähnliche zweite Tafel hinzufügte. Beide sind natürlich bei dem Umbau der Kirche durch die Engländer verschwunden. — Von Tendatschi Püllel wird endlich im Jahre 1779 berichtet (B. II, 1360 ff.) daß er „in der Hälfte seiner Tage“ gestorben sei — wie er lebte — bei aller Erkenntniß vom Christenthum ein irdisch gesinnter Heide; und daß er mit großem Pomp verbrannt worden sei, und daß sein Bruder Appu Püllel seine Würde geerbt habe, freilich aber auch seine Gesinnung.

Daniel Püllel hatte bald hernach noch viel wichtigere und schwierigere Gesandtschaften auszurichten. Denn im Jahre 1780 begann der zweite Krieg des berühmten oder berühmten Haider Ali wider die Engländer, oder, wie Haider vorgab, wider den falschen „Nabob von Karnatik“, dessen Herrschaft nun den ganzen Süden umfaßte. Haider Ali, Regent von Maisur (Mysore), war schon als Muhammedaner eben kein Freund der Engländer, aber er hätte doch, nach den Erfahrungen, die er im ersten Kriege gemacht hatte, schwerlich zu den Waffen gegriffen, wenn er nicht von den Engländern gereizt und von den Franzosen ermuntert worden wäre. Noch im August 1777 hatte er dem an ihn abgesandten Vater Schwarz versichert, daß er den Frieden wünsche, wenn nur die Engländer aufrichtig handeln wollten (B. III, 150. 294 ff.). Aber das Regiment des Sir Thomas Bumbold verdarb alles, namentlich durch eine schädliche, aus Geldgier stammende Botschaft, die den Haider Ali so empörte, daß er den Ueberbringer derselben, einen Mr. Grey, sofort festsetzen ließ (Germann, Fabricius S. 169 und dessen, Schwarz S. 308.) Am 31. Juli 1780 kam die Schreckensnachricht nach Trankebar, daß der gefürchtete Haider Ali, der 11 Jahre zuvor den Engländern vor den Thoren von Madras den Frieden dictirt hatte, mit großen Heeren in's Land gefallen sei, und daß auch französische Officiere und Soldaten unter seinen Truppen seien. War doch schon zwei Jahre zuvor zwischen England und Frankreich wieder Krieg ausgebrochen und Pondischeri, die französische Hauptstadt in Indien, seit dem 18 Oct. 1778 in den Händen der Engländer. (B. II, 1198.) Der ersten Schreckensnachricht folgte in wenigen Tagen die zweite, daß herumstreifende Heeresschaaren der Feinde schon bis an die Ostküste gedrungen seien, in Porto Novo die Factorien geplündert und deren Besitzer weggeführt hätten, unter ihnen auch einige Dänen. (B. III, 46. 130.) Und immer schlimmer lauteten die Nachrichten. Die Engländer waren völlig unvorbereitet und hatten keine Generale, die der plötzlich entstandenen Aufgabe gewachsen gewesen wären. Am 10. Sept. konnte Haider Ali ein Armeecorps von mehr als 6000 Mann unter Oberst Bailey fast gänzlich vernichten (B. III, 150 ff.). Erst am 1. Juli des nächsten Jahres gewann der aus Calcutta herübergesandte General Coote bei Porto Novo einen Sieg, der aber doch nur die Verlegung des Kriegsschauplatzes weiter nördlich zur Folge hatte. Der

Krieg war keineswegs beendet, er wurde im Gegentheil immer allgemeiner. Denn um dieselbe Zeit erklärte England auch Holland den Krieg, in Folge dessen Negapatam von den Engländern belagert und am 12. Nov. 1781 genommen wurde. Und im Februar 1782 erschien eine große französische Flotte, commandirt vom Admiral de Suffrein, an der Küste Coromandel. Der Kern einer im Lande zu vervollständigenden Armee wurde zu Porto Novo an's Land gesetzt und Cuddalore am 4. April eingenommen und zum französischen Hauptquartier gemacht (B. III, 334.). Haider's Truppen aber fuhren fort das Land im Innern zu verwüsten mit Sengen und Brennen, Plündern und Morden. Die Hungersnoth mit ihren entsetzlichen Folgen stieg auf's Höchste. Große Strecken wurden menschenleer. Das Tamulnland schien dem Untergange geweiht. Angst und Entsetzen füllte die Gemüther des Volkes und Seufzer um Erbarmen die Missionsberichte. Nur Trankebar blieb, verhältnißmäßig verschont, eine Oase in der Wüste; und das hatte es nächst Gott der streng innegehaltenen weisen Neutralität seiner Regierung zu danken (B. III, 392. 469.) und nicht zum wenigsten der Treue und Geschiedlichkeit unsers Daniel Püllei.

Bedroht wurde Trankebar in dieser Zeit öfters. Namentlich begann mit Sonntag den 18. Febr. 1781 eine Zeit großer Gefahr und Angst, in der Daniel gar schwierige und gefährliche Aufgaben zu lösen hatte. Innerhalb neun Tagen zog nämlich General Pally, ein geborner Franzose, mit einem großen Cavallerie-Corps von etwa 4000 Mann zweimal an Trankebar vorüber, wobei es natürlich ohne Plündern und Brennen im Stadtgebiete nicht abging. Das war ja freilich eine schwere Verletzung der Neutralität; aber solchen Horden gegenüber und bei Haider Ali's Ansprüchen auf die Nabobschaft von Karnatik mußte vieles geduldet werden. Als das Heer vom Norden heranzog, wurden die Thore der Stadt verschlossen und die Wälle mit Kanonen besetzt. Aber bald erschienen Reiter und verlangten, daß jemand zu ihrem Chef herauskomme, um wegen des Durchmarsches mit ihm zu reden. Der Gouverneur trat selbst auf den Wall und vernahm die Botschaft der Reiter. Aber wen sollte er schicken? Alles fürchtete sich hinauszugehen unter das wilde, räuberische Gefindel. Der neue Provediteur, dem es zunächst oblag, in solchen Fällen die Stadt zu vertreten, war vor Schreck fast des Todes. So mußte denn Daniel Püllei, diesmal mit einem muhammedanischen Collegen, dem „persianischen“ (hindostanischen) Dolmetscher, hinausgehen und dem General nach Landesitte ein Geschenk bringen. Da wurden sie zwar freundlich empfangen und dessen versichert, daß man Befehl habe die Neutralität der Dänen zu respectiren, aber es wurde auch gefordert, daß die Fahnen Haider Ali's beim Durchmarsch vor der Stadt salutirt und über gewisse Fragen dem General Antwort nachgeschickt werde. Während dieser Unterhandlungen ging aber Plünderung und Gewaltthat in den Dörfern des Trankebarer Gebiets ziemlich ungehindert fort, selbst die Bewohner des Brüdergartens in Satengudi und andere draußen wohnende Europäer blieben nicht verschont. Nur als ganz in der Nähe Pally's und der Abgeordneten aus der Stadt plötzlich ein Feuer aufging, ließ ersterer die Brandstifter greifen und im Angesichte der Stadt mit 500 Schlägen grausam strafen. Am Nachmittag zog das Heer unter dem Donner der dänischen Kanonen weiter nach Süden, wo man sich für die beschränkte Plünderungs-Freiheit auf dänischem Gebiete erst recht schadloß hielt, selbst auf französischen

Gebiete. — Am nächsten Tage kam eine Depesche von Haider Ali nach Trankebar, die feierlich eingeholt werden mußte, diesmal vom Provediteur. Sie lautete ziemlich freundlich, drang aber auf schnelle Anordnung einiger Gesandten von Trankebar nach seinem Hauptquartier im Norden. — Am Dienstag mußte Daniel die Antwort des Gouvernements auf die von Pally gestellten Fragen ihm nachbringen. Als er auf dem Wege überall schreckliche Spuren der von den Truppen angerichteten Zerstörung sah, mochte ihm wohl bange werden; aber er stärkte sich im Aufblick zum Herrn. Da jagten plötzlich 4 Reiter auf ihn zu und er hatte nur 4 Sipahis (Soldaten zu Fuß) bei sich. Doch verlor er die Geistesgegenwart nicht, sondern nahm schnell Papier und Bleistift in die Hand und rief ihnen entgegen. „Eben habe ich an euren Chef zu schreiben und ihn um eine Schutzgarde zu bitten. Da ihr nun kommt, könnt ihr mir dazu dienen. Sagt mir nur eure Namen; ich will sie aufschreiben und nachher dem General anzeigen.“ Darauf sind sie schnell davon geritten. Aber Pally ist nicht mehr so freundlich gewesen wie zuvor, sondern hat eine ungeheure Summe Geldes, die er „eine Mahlzeit für sich und seine Truppen“ nannte, gefordert, dafür, daß man das dänische Gebiet nicht wie andre geplündert habe. Alle Gegenstellungen Daniels bewirkten nicht mehr, als daß er seine Forderung von 200,000 Rupien auf 100,000 Rupien herabsetzte. Und schwerlich würde er selbst am zweiten Tage, Daniel wieder haben abziehen lassen, hätte dieser nicht auf die Depesche Haider Ali's hinweisen können, der zu Folge er möglichst bald mit den Gesandten ins Hauptquartier reisen müsse. In den nächsten Tagen wiederholte Pally seine Forderung noch in mehreren Briefen. Als deshalb am Sonntage, den 25., der Heereszug sich von Süden her wieder näherte, floh alles in die Stadt, weil man keine Schonung mehr erwartete. Noch in der Nacht auf den Montag brachten Reiter an die verschlossene Thore einen Brief, in dem Pally forderte, daß Daniel ihm mit der Antwort auf seine Forderung entgegen komme, sonst würde er seinen Truppen Erlaubniß geben zum Sengen, Brennen und Plündern. Da mußte denn Daniel früh Morgens um Sonnenanfang wieder hinaus mit 500 Pagoden oder 1750 Rupien. Unter herzlichem Flehen um des Herrn Durchhilfe ging er den schweren Gang. Und Gott half über Bitten und Verstehen. Daniel bat Pally mit „bescheidener Herzhaftigkeit“, er möge doch zum Besten der Stadt Trankebar bei Haider Ali Firsprache einlegen und sich dafür der Dankbarkeit der dänischen Regierung versichert halten. Diese weise Rede machte einen so guten Eindruck, daß Pally freiwillig erklärte, er wolle wieder als Freund durch's dänische Gebiet ziehen. Es war nicht einmal nöthig, ihm das mitgebrachte Geld zu geben. Daniel brachte es dem Gouvernement ehrlich zurück. Groß war die Freude über diesen Erfolg, durch den auch Feld und Ernte vor der Verwüstung bewahrt blieb und Trankebar seine Vorräthe behielt für die schreckliche Hungersnoth, die in Folge der Zerstörung der großen Kaveri-Schleuse bei Tritschinopoli, das Jahr darauf in ganzen Kaveri-Delta Schaaren von Menschen tödtete und auch in Trankebar sehr hoch stieg. (B. III, 423 ff. 1050.) Daniel aber wurde von allen geehrt und geliebt, und die Missionsberichte nennen ihn seit der Zeit gewöhnlich „den lieben Dolmetscher Daniel.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Leben in Nord-Amerika.

Unter obigem Titel ist soeben ein Büchlein erschienen, das schon vielfach angezeigt und in manchen Kirchenblättern auch empfohlen und angepriesen worden ist, über welches wir, da es uns auch „zur Recension“ zugesandt worden ist, ein Wörtlein sagen möchten. Dasselbe ist aus der Feder des evangelischen, d. h. unirten Pfarrer H. Krummacher in Brandenburg a. S. Dieser war nemlich einer der deutschen Gäste bei der Versammlung der Evangelischen Allianz in New-York im Herbst letzten Jahres und hat bei dieser Gelegenheit unser Land vom Atlantischen Ocean bis zum Mississippi — durchkreist kann man nicht sagen, sondern durchflogen; denn sein ganzer Aufenthalt in Amerika beschränkte sich auf 8 Wochen, von denen, wie er selbst sagt, 2 auf die Sitzungen der Ev. Allianz kamen und so blieben ihm demnach nur 6 Wochen, um Land und Leute anzusehen; von diesen brachte er einige im verborgenen Winkel des unirten Seminars in Missouri und bei einigen unirten Landpastoren in Wisconsin zu, und danach schreibt er ein Buch über deutsches Leben in Nordamerika! Es erinnert uns dies an viele vor einer Reihe von Jahren angekündigte, jetzt aber glücklicher Weise aus dem Buchhandel verschwundene Bücher, deren Titel etwa lautete: Latein oder Spanisch in Zwanzig Stunden! Wenn Herr Pastor Krummacher, nachdem er unser Land gesehen, noch der Meinung ist, daß man dasselbe mit den verschiedenen Phasen des deutschen Lebens hier in sechs Wochen so kennen lernen kann, daß man darüber Bücher schreiben und er der gebildeten Welt Deutschlands wahrheitsgemäß schildern kann, so beweist er eben damit, daß er in Wirklichkeit sehr wenig davon kennen gelernt hat, und das geht fast aus jeder Seite des Krummacherschen Buches, soweit darin eben deutsches Leben in Amerika geschildert wird, zur Genüge hervor. Denn nachdem der Herr Verfasser auf ca. 60 seines 156 Seiten enthaltenden Büchleins sich über Zweck und Plan seiner Schrift geäußert, ein Skizze seiner Reise und einen Ueberblick über die Geschichte Nordamerikas gegeben, von Deutschen und Yankee's, der Moralität und dem wirtschaftlichen Fortkommen der Immigranten, dem amerikanischen Staat und der Religion, der Religion im Volksleben und in der Volkssitte von Amerika als einem protestantischen Lande, und von der antireligiösen Bestrebungen gehandelt, kommt er erst eigentlich auf das deutsche kirchliche Leben, das er doch besonders zu schildern gewollt zu haben scheint, zu sprechen.

Mit einer Oberflächlichkeit, wie wir sie von einem deutschen Gelehrten nicht erwarten oder gewohnt sind, macht er nun die verschiedenen deutschen Kirchenkörper, Lutherische, reformirte, unirte, und methodistische namhaft und sucht, einen Einblick in ihre Verfassung und Lehre zu geben. Daß er nun gerade um überhaupt den Leuten in Deutschland ein Bild christlichen Gemeindelebens hier zu Lande zu geben, zwei fürchtbar weitschweifige, wesentlich unchristliche Gemeinde-Ordnungen, natürlich unirter Gemeinden, mit abdruckt, beweist nur, wie fern der Herr Verfasser dem eigentlich kirchlichen Leben Amerika's geblieben ist und läßt auf ein gut unirtes Herz und die unirte Brille, durch die er sich in Amerika ein wenig umgesehen, deutlich schließen. Darum ist es denn auch gar nicht anders zu erwarten, als daß wir Lutheraner von der Synodal-Conferenz, (denn die von der General-Synode finden Wohlgefallen in seinen Augen, und auch das General-Council kommt wegen der milderen Richtung in demselben noch glimpflich weg,) ihm durchaus nicht gefallen und er sich alle Mühe

giebt, um durch aus dem Zusammenhang gerissene Citate aus Synodal-Protocollen und auf andere Weise uns in den Augen Deutschlands zu verdächtigen und zu verkleinern. Dagegen was unirt ist und darum besonders die unirt Synode des Westens ist ein Muster von allem was christlich und gut ist, trotzdem dieselbe nicht wenige Elemente enthält, für deren Bruderschaft selbst der Herr Verfasser, hätte er Gelegenheit gehabt oder sich die Mühe genommen sie kennen zu lernen, sich gewiß höflichst bedanken würde.

So ist dies Buch, sowohl was die Gründlichkeit, als auch was die Unparteilichkeit des Verfassers betrifft, mit großem Mißtrauen zu lesen; dasselbe gewinnt aber auch nichts, wenn wir die Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe desselben in's Auge fassen. Wir verweisen dabei nur auf des Herrn Verfassers Berichterstattung über unsere Wisconsin-Synode und seine Unterhaltung mit dem Präses, Herrn Pastor Bading. Darüber sagt er nämlich auf Seite 97. und 98. seines Büchleins Folgendes: „Die Wisconsin-Synode, von dem seligen Pastor Mühlhäuser begründet, hatte früher einen mehr evangelischen (?) Character und hat durch die Vereine in Langenberg und Berlin manche Prediger erhalten, hat aber, nachdem sie sich der Missouri-Synode zugewendet hat, jene alten Verbindungen abgebrochen; der Präses der Synode, Pastor Bading in Milwaukee, der auch durch die Vermittelung des Langenberger Vereins in den dortigen Kirchendienst gekommen ist, und der mich bei einem Besuche, den ich ihm abstattete, sehr freundlich aufnahm, schien doch nicht ohne Bedauern an diesen Bruch zu denken, obgleich er erklärte, er sei in Folge der Beziehungen zur Missouri-Synode unvermeidlich geworden.“ Herr Präses Bading, bei dem wir uns über jenen Besuch des Herrn Verfassers und die dabei gepflogene Unterhaltung genau erkundigt haben, verneint jedoch auf das Entschiedenste, ihm bei jener Unterredung die geringste Veranlassung gegeben zu haben; zu glauben, daß er jenen Bruch bedauere. Er hat ihm nur seine persönliche Hochachtung für den Vorsitz jenes Vereins, Herrn Hermann, ausgedrückt und ihm gesagt, daß er schon manchmal den Wunsch gehabt habe, ihm privatim zu schreiben, daß er dies jedoch unterlassen habe, weil er befürchtete, Herr Hermann würde solcher Privatbriefe in seinem Jahresberichte erwähnen und davon Gebrauch machen und solches möchte in gewissen Kreisen so ausgelegt und verstanden werden, als ob Präses Bading noch mit dem Langenberger-Verein sympathisire. Daß Herr Präses Bading auch gar nicht gesagt haben kann, was der Herr Verfasser ihm in den Mund legt, geht schon daraus hervor, daß der Bruch mit jenen Vereinen nicht in Folge der Beziehungen zur Missouri-Synode unvermeidlich wurde, sondern daß dieser Bruch schon ein Jahr früher vollzogen wurde, ehe die Beziehungen zur Missouri-Synode angeknüpft wurden.

Dies genüge um zu zeigen, wie zuverlässig die Angaben des Herrn Verfassers sind und mit welchem Maße von Vertrauen man sein Büchlein über das deutsche Leben in Nordamerika lesen muß. Hier zu Lande wird er ja nun Niemand über die kirchlichen Zustände täuschen können, aber es ist sehr zu bedauern, daß durch dies Buch in Deutschland, wo es doch viele begierige Leser finden wird, wieder ganz verkehrte Anschauungen über unsere kirchliche Lage verbreitet werden.

Z.

Die Universität Heidelberg zählt unter 835 Studirenden in diesem Halbjahre 12, nach andern 10 Theologie Studirende. Eine solche Anziehungskraft besitzen Scheitel und Genossen! Die Firma steht nahe vor dem Bankrott. (Münkel)

Im Pfarrstübchen.

Bürgermeister. Herr Pfarrer, ich muß Ihnen doch das Gespräch erzählen, das ich vor einigen Tagen mit einem alten Freund hatte. Ich fuhr mit einem Wagen Heu durch A. (eine kleine Stadt in Unterelßaß). Da er hoch geladen war, denn Gott sei Dank, am schönen Heu fehlte es dies Jahr nicht, und da ohnehin nichts von schweren Wolken am Himmel zu sehen war, nahmen wir's, meine Schimmel und ich, ganz gemächlich. „Es wird wohl dein letzter sein?“ höre ich mich plötzlich anreden. — Weil wir so langsam fahren, meinst du wohl,“ antwortete ich, als ich meinen alten Schulkameraden erkannte, der soeben aus einem Haus herauskam und sich zu mir gesellte. „Doch diesmal hast du fehlgeschossen, wir werden wohl noch die ganze Woche im Heu sein.“ — „So! das soll mich doch wundern,“ meinte er; „bist du denn nicht Kirchenältester in deinem Dorf?“ Verwundert und fragend schaute ich ihn an, als er lachend fortfuhr: „Ja so! Was gilt's! Du bist am Sonntag zwei Mal in der Kirche gewesen; ich habe nicht gleich daran gedacht, daß ihr, wie man sagt, einen Lutheraner, sagte er, als Pfarrer habt und noch dazu einen jungen, die nehmen halt kein Blatt vor den Mund und der eurige wird euch das dritte Gebot zur rechten Zeit schon eingeschärft haben. In andern Dörfern und auch bei uns, da sind die Kirchenältesten gewöhnlich am ersten fertig mit der Heumähet, denn sie müssen auch am Sonntag immer die ersten auf den Matten sein, sonst könnte sich der eine oder andere Bauer ein Gewissen daraus machen wollen am Sonntag so öffentlich zu arbeiten, wie in der Woche. Wenn aber der Kirchenvorstand mit dem „guten Beispiel“ sagte er, vorausgeht, dann sind sie ja alle gedeckt, auch dem Pfarrer gegenüber, der dann nicht viel sagen kann. Uebrigens, sagte er weiter, nach dem Pfarrer wird bei uns nicht viel gefragt! — So, sagt ich, ist nicht desto schöner! — Ja, unsere Kirchenältesten sind lauter gebildete Herren, sagt er — und ich horchte, wie nicht gescheut — für die es sich nicht schicken würde in die Kirche zu gehen, sonst könne man ja meinen, daß sie von ihrem Pfarrer noch etwas lernen wollten, oder daß sie sich gar vor dem lieben Gott fürchten. Ich war, sagt er, zur Zeit auch Kirchenältester, aber da ich jeden Sonntag in die Kirche gehe, kam ich in den Verdacht, als würde ich mit dem Pfarrer unter einer Decke stecken. Als daher wieder einmal gewählt wurde, gaben mir wohl noch eine schöne Anzahl ehrbarer Männer ihre Stimme, — aber es reichte nicht; die Mehrzahl stimmte mit den Herren vom Casino und den andern fleißigen Besuchern der Bier- und Kaffeehäuser, die mich nicht mehr würdig fanden.

Mein Freund war unterdessen mit mir an den Ort gekommen, wo er hin wollte, und indem er mir kräftig die Hand schüttelte, setzte er nur noch hinzu: „Den Würdigen will ich nicht nennen! Aber das muß ich dir doch noch erzählen, daß ich ihn gestern, als ich eben aus der Kirche kam und einen kleinen Spaziergang machen wollte, mit einem Strohhut auf dem Kopf, den Rücken auf dem Arm, und die Heugabel sammt Rechen auf der Achsel „würdig“ und selbstgefällig die Straße heraufkommen sah. Wäre er etwas schneller gegangen, er hätte die wenigen Leute, die aus der Kirche kamen, noch einholen können.“

Was sagen Sie nun zu dieser Geschichte, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Daß sie mir leider ganz aus der Wirklichkeit gegriffen vorkommt. Die Zahl der Kirchenältesten, die keine Kirche mehr besuchen — aus

Bildung — nimmt ja, besonders in größeren Ortschaften, immer mehr zu; und was noch trauriger und verhängnißvoller ist für die Kirche, diese „Herren“ sind es, die in den Pfarrwahlen heutzutage das große Wort führen und von den Kirchenbehörden immer gern gehört werden. Denn gleich und gleich, ich meine liberal und liberal, gesellt sich gern und hört sich auch gern.

Doch, meine Herren, wenn Sie's erlauben, will ich ihnen als Gegenstück zum Geschichtchen des Bürgermeisters eine Stelle aus einer alten Kirchenordnung vorlesen, die noch hier und da in unsern Gemeinden vorhanden ist, da heißt es:

„Es besteht das Amt rechtschaffener Kirchenältesten oder Censoren insgemein darinnen, daß sie ihre Prediger lieben und ehren, ihnen fleißig und mit gebührender Wachsamkeit auf Zucht, Ehrbarkeit und Ordnung helfen Acht haben, daß männiglich Jung und Alt sich des göttlichen Wortes mit Fleiß annehmen, die Predigt desselben fleißig hören, lernen und nach demselben ein stilles Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit führen mögen, und wo öffentliche Laster, Mißbräuche und Unordnungen, welche in folgenden Punkten geahndet sind, in der Gemeinde vorkommen und von ihnen wahrgenommen werden, solche ohne Ansehen der Person und ohne Scheu bei den Predigern oder nach Gelegenheit dem ganzen Kirchenvorstand anbringen, oder auch auf Erfordern des Pfarrers denselben gebührend nachforschen, die Uebertreter der göttlichen und Kirchen-Gesetze bestrafen, zur Buße und gottseligen Leben und die streitigen Partheien zu gütlicher Versöhnung nachdrücklich anmahnen, und allerseits Kirchspiels-Verwandten in einem unsträflichen Wandel auch mit Vermeidung alles Scheins des Bösen verhalten sollen, damit sie nicht an andern strafen, worin sie selbst mangel und tadelhaft erfinden werden!

Nun ist es an mir zu fragen, Herr Bürgermeister, was sagen Sie dazu?

Bürgermeister. Was soll ich dazu sagen, Herr Pfarrer! Wenn ich die neumodischen Herren Presbyteralräthe mit den alten Kirchenältesten nach dem Herzen Gottes wie sie die Kirchenordnung meint, vergleichen sollte, so müßte ich sagen, daß sie mir neben diesen ehrbaren, gottesfürchtigen Männern von altem Schrot und Korn, vorkommen wie Jungens die ihre Subenschuhe noch nicht abgelegt haben.

Pfarrer. Ein wenig derb, Herr Bürgermeister, aber so übel nicht. Sie sagen, was viele andere denken! — (Erl. Friedensb.)

Kirchliche Chronik.

Die theologische Wissenschaft hat unter den französischen Protestanten einen schweren Stand. Nachdem die theologische Revue vom Pastor Hollard aus Mangel an Lesern eingegangen ist, hat der Professor Bonifas zu Montauban einen neuen Versuch damit gemacht. Er zieht alle evangelischen Kräfte verschiedener Richtungen heran, sendet Ankündigungen aus, und von allen Seiten erntet er herzliche Theilnahme! Indeß, indem er drei Monate angekündigt und sich angestrengt hat, meldet er, daß er 151 Abnehmer aus allen französischen Kirchen hat zusammen bringen können, womit das Blatt nicht bestehen kann. „Das giebt keinen hohen Begriff von dem Protestantismus,“ sagt Kuhn in dem Temoign. Die Theologie ist eine verschriene Macht. Viele unter uns fürchten sich vor der Wissenschaft als der Mutter aller Irrlehren. Aber der Grund liegt noch tiefer. Die Kirchenfragen, in denen wir stecken, nehmen uns ganz hin und ver-

drängen jeden anderen Gedanken. Das ist unser Elend, und das Uebel ist so groß, daß es, wie man behauptet, auch unter die Studenten gedrungen ist. So ein junger Mensch, welcher dereinst der Kirche vorstehen und die Seelen zum Evangelium führen soll, legt die Bibel und seine kostbaren Studien bei Seite, um sich mit Wahlen zu beschäftigen und die Stärke der Parteien zu berechnen. In Deutschland sind wir noch nicht so weit, aber wir sind schon länger auf dem Wege, und jetzt erst, da Kirchenkauf, Kirchenverfassung, Wahlen, Staatsprüfungen und andere Dinge die Köpfe einnehmen. Wie viele unter den Studirenden haben noch Sinn für Wissenschaft, obgleich und weil sie damit abgelenkt werden? Und wie viele der älteren Geistlichen sinden noch für etwas anderes Nütze als für praktische Fragen? Erkundige man sich nach zehn Jahren wieder und man wird sehen, welches die Früchte dieser kümmerlichen Zeit sind. (Münkel)

Eine Anzahl Lehrer, welche ihre Zustimmung zu dem Widerstande der Wilmarianer gegen das Consistorium bezeugt haben, ehen ihrer Befestigung entgegen. Mit der Wiederbesetzung der erledigten Pfarren geht es rasch vorwärts, zumal es an Candidaten gar nicht fehlen soll, und die widerstrebenden Patrone abgewiesen sind. Das Consistorium hat die Gemeinden gewarnt, ihre Kinder nicht von Wilmarianern konfirmieren zu lassen, da die Konfirmation nicht anerkannt werde, und die Kinder nach wie vor die Schule besuchen müßten.

Einige niederhessische Pfarrer, die noch im Antestehen, sind in dem Verzeichnisse für die abgesetzten Wilmarianer namentlich aufgeführt. Das Consistorium hat sie durch den Generalsuperintendenten Martin deswegen zur Rechenschaft ziehen lassen. (Münkel.)

Es ist vielfach die Meinung verbreitet, welche auch die Germania ausspricht, daß die eingekerkerten Bischöfe wieder auf freien Fuß gesetzt würden, nachdem das Reichsgesetz über die Verbannung der Geistlichen seit dem 4. Mai in Kraft getreten ist. Die Nordd. A. Ztg. belehrt uns nun: „Wir sind doch der Ansicht, daß die Gefängnisse sich noch keine Stunde früher öffnen dürften, als nach Ablauf der gesetzlichen Strafen. Sie wird das aus nächster Quelle wissen. Sollen denn auch noch die übrigen Bischöfe, die schon mit einem Fuße im Gefängnisse stehen, die Kerkerthürschwelle überschreiten? und dazu die vielen Priester, welche die Gefängniszellen schon bewohnen. Es ist doch ein eigener Anblick!“ (Derselbe.)

In Balhorn und dessen Filial Altenstedt haben sich 147 Familienhäupter, etwa 800 Seelen, zu einer selbständigen Wilmarianer-Gemeinde zusammengethan. Aus Neugshausen haben die Vertreter von fast hundert Gemeindegliedern eine Erklärung an den Kultusminister mit der Anzeige abgehen lassen, daß sie eine Kirchengemeinde auf Grund der unveränderten Augsburgerischen Confession gebildet haben. Einer ähnlichen Anzeige aus der Gemeinde Berge hat der Kultusminister geantwortet, daß sie auch noch fernherhin als Glieder der niederhessisch reformirten Kirche unter ihrer ordnungsmäßigen Oberbehörde, dem Gesamt-Consistorium behandelt werden würden, bis sie aus dieser Kirche ausgetreten wären. Von Gemeindebildung könnte bis dahin keine Rede sein.

Der einzige Pfarrer, der mit seinem Anhang (100 Seelen) förmlich ausgetreten ist, ist Pfarrer Mohner, bisher zu Steinberg-Hallenbach. Nachdem er durch Superintendent Feldner in die Bres-

lauer Synodalgemeinschaft aufgenommen ist, hat er eine bewegliche Bitte an alle Lutheraner ausgehen lassen, seine kleine durchweg unbemittelte Gemeinde bei Kirchenbau und Pfarreinrichtung zu unterstützen. Schwerlich wird er noch zu den Bilmarianern zu rechnen sein, da er nicht nur ausgetreten, sondern auch in der Lehre von dem Breslauer Oberkirchenkollegium genügend befunden ist. Neuerdings ist Mohner wieder in Strafe von etlichen Thalern genommen worden, weil er sich in geistlicher Amtstracht hat sehen lassen. Das sind kleine Pläckereien die besser unterblieben.

Für die erledigten Stellen hat sich ein unerwarteter Ueberfluß an Bewerbern in dieser Candidatenarmen Zeit gefunden. Obwohl auch manche Stellen durch Todesfall und nicht bloß durch die Absetzung erledigt sind, konnte doch nur der vierte Theil der Bewerber berücksichtigt werden. Zur Erklärung setzt man hinzu, daß die Bewerber aus den alten preussischen Provinzen stammen, und daß die erledigten Stellen zu den einträglichsten in Niederhessen gehören, was jedenfalls nicht von allen erledigten Stellen gilt. (Derselbe.)

Die Leichenverbrennung begegnet vielfach einem schlimmen Feinde, der Lächerlichkeit. Ein süddeutsches Blatt, welches die Leichenverbrennung durchzieht, bringt als Probe künftiger Todesanzeigen folgende:

Morgen Nachmittag 3 Uhr verbrenne ich meine Schwiegermutter. August Feuerhaase.

Da das Verbrennen auf Schwierigkeiten stößt so hat Presontaine in Grenoble eine andere Erfindung gemacht. Er spritzt nämlich eine von ihm selbst erdachte Flüssigkeit in die Leiche, welche dann der Verwesung nicht mehr ausgesetzt ist, und nach fünf Jahren vollkommen versteinert. Statt der Gräber hat man hinfort Leichenhallen, wo alle Geschlechter versammelt und aufbewahrt werden. Oder jede Familie kann ihre Abgeschiedenen in einem Ehrentempel aufstellen. Der Spott setzt hinzu: Die hübschen Ur-Cousinen werden als Gruppen in den Park gestellt, die berühmten Männer der Familie galvanisch mit Kupfer überzogen, bekommen Postamente. So lebt man geschmackvoll und bleibt stets in der Familie erhalten. (Derselbe.)

Amtseinführung.

Herr Pastor Traugott Gensike hat mit Zustimmung seiner bisherigen Gemeinde in Pelsenwille einen Beruf von der Gemeinde in Portonville, New-London und Town Dale angenommen und wurde hierauf am 6. S. p. Trin. im Auftrage des Herrn Präses J. Bading durch den Unterzeichneten in sein neues Amt eingeführt. Der treue Gott setze ihn auch diesen Gemeinden zum Segen.

Ph. Brenner.

Die Adresse des lieben Bruders ist:
Rev. T. Gensike, Portonville, Dutagamie Co. Wisconsin.

Conferenz-Anzeige:

Die gemischte Pastoral-Conferenz von Dodge- und Washington Co., Wisc., versammelt sich, so Gott will, vom 20. bis 22. Juli 1874 beim Herrn Pastor G. Rathjen im Town Theresa.

Gegenstände zur Besprechung: Exegese über Jac. 2, 14 bis 25 und Thesen wider unevangelische Praxis vom Herrn Pastor Schwan.

G. R. Berner.

Conferenz-Anzeige.

Die Missions-Conferenz versammelt sich in La Crosse Samstag den 1. August. Am folgenden Sonntag findet das Conferenz-Missionsfest statt, zu dessen Feier die umliegenden Gemeinden freundlichst eingeladen sind.

C. W. Reim.

Allgemeine Lehrer-Conferenz.

Die allgemeine Lehrer-Conferenz der Wisconsin-Synode wird, so Gott will, am 4. u. 6. August d. J. in Racine, Wis., abgehalten werden. Obgleich voriges Jahr beschloffen war, die Conferenz in Fond du Lac abzuhalten, so glaubte man, wegen Krankheit der dortigen leitenden Persönlichkeiten dieselben nicht damit belästigen zu dürfen. Arbeiten, welche zur Besprechung kommen, sind:

I. Wie treibt man den Geographischen Unterricht in der Schule? (Theoretische Begründung und praktische Vorführung. Pensum: Amerika oder ein Theil desselben.)

II. Wie soll der Gesangsunterricht betrieben werden?

III. Eine Katechese über den 2. Artikel oder einen Theil desselben.

III. Lehrziel und Lehrplan für eine dreiklassige Schule. Wegen Logis wolle man sich gefälligst an Herrn Lehrer Schroeter in Racine wenden.

U. Barnecke.

Adresse:

Die Adresse des Herrn Prof. Ernst ist während seines Aufenthaltes in Deutschland:

per. adr. Herrn Pastor K. Ernst
Gros-Extingen, bei Coeln,
Hannover, Germany.

Quittung.

Erhalten für die Synodalkasse durch Pastor Phil. Köhler, fünf Dollar.

J. Conrad.

Quittung.

Für den Bau der Hortenwiler Kirche durch Herrn Pastor Jaekel, 50 Cents, erhalten zu haben, bescheinigt dankend.

L. Gensike.

Quittungen.

Für die Anstalt: P. Jäkel, vom Frauen-Berz ein der Gnaden Gemeinde 10. Dollars; von Chr. Koch 2. Dollars; von den Kindern der 3. Classe 1.80. — Herr F. Köhn, Theil der Collecte beim Missionsfest in Sheboygan, 50 Dollars. —

Für die Heiden-Mission: Herr F. Köhn, Theil der Missionsfest-Collecte in Sheboygan 50 Dollars, bev. von Vater Arndt 1 Dollar, und von Vater Pfiringer 50 Cents.

Für die Emigranten-Mission. Von Herrn F. Köhn, Theil der Missionsfest-Collecte in Sheboygan \$12.72.

Für Weissenhaus und Taubstummen Anstalt in Royal Oak, von Omnibus 2 Dollars; von Christiane Schlegel 5 Dollars.

R. Adelberg.

Für das Gemeindeblatt haben bezahlt: P. Söncke IX. \$6. — G. Nöttinger, VIII. und IX. \$2. — Fr. Nöttinger, VIII. und IX. \$2. — Joh. Schwan IX. \$1. — Fr. Rignann IX. 50 Cts. — P. F. W. Schmitt VI—IX \$3.60. — P. J. C. Albrecht IX. \$6. — P. Ungredt IX. \$8. — G. Bornemann VI—VIII \$6.80.

R. Adelberg.

Quittung.

Witwenkasse. B. P. Gagedorn, \$5; Pfingstfest. f. Gem. \$8.79; durch P. Meyer von Wheatland, \$3.80; Elkhorn, 4.20; durch P. Adelberg von Löhlig \$5; durch P. G. Denninger von f. St. Joh. Gem. \$5.94; und von f. Dreieinigkeits-Gem. 2.36; Bei Gelegenheit der Synode erhalten durch P. Opitz \$10; durch P. Thiele \$13; durch P. Schug bei der Trammung des Mr. Studt gesammelt 2.25 Pfingstfest. in Brighton \$10.05; Devere \$6.89; durch P. Dypen \$17.11; durch P. Hübler \$11.50; durch P. Bergholz \$3; durch P. Syrenkläng \$5; durch P. Goors \$10; von P. Satter \$5; von P. Lange \$5; durch P. Lange \$6; durch P. A. Denninger \$6; durch P. Wagner \$4.20; durch P. Reim \$10.

J. Bading.

Missionskasse: Durch P. Hübler innere Mission \$4.45; durch P. Hübler \$7.50; durch P. Söncke in Miss. ges. \$9; durch P. Reimert \$6.34; durch P. Schug 25 Cts. durch P. Schimpf Pfingstfest. \$7.30; durch P. Sauer \$11.10; durch P. Biesfeld \$1.15; durch P. Hilbert \$8; durch P. Goldammer von P. Kleinert 66 Cts.

J. Bading.